



Ein Bruder Schiller's.

Ein literarhistorisches Skizzenbuch. Von Gerhard Stein.

[Nachdruck verboten.]

Im Namen unseres herrlichen Lieblingsdichters bitten wir den verehrten Leser, er möge nicht erschrecken. Es liegt uns wirklich fern, neue Beiträge zu einer etwaigen Biographie Schiller's, die vielleicht in neuer, vermehrter und verbesselter Auflage erscheinen könnte, zu liefern. Wir haben auch durchaus nicht die Absicht, die vielen kritischen und begeisterten Würdigungen seiner sämmtlichen Werke um einen fleißigen Essay zu vermehren. Nur eine ganz kleine, tuziose und stellenweise amüante Anekdote wollen wir erzählen, die man ohne jede ästhetische Herzbelemmung anfangen und zu Ende lesen darf.

Unser kleine Geschichte spielt im Jahre 1806, wenige Monate, nachdem der Geist des großen Dichters die Erde verlassen hatte. Damals war das deutsche Volk schnell zur Extremität gekommen, was es an dem Wanne verloren und die kritischen Wächter des Schriftthums, die Literarhistoriker, hatten alle Hände voll zu thun, um dem Heimgangenen möglichst reich ein biographisches Denkmal zu setzen. In dieser großen, hitzigen Eile machte einer der Biographen eine Entdeckung, die ebenso überraschend wie verblüffend war. Der schnellfingerige Lebensbeschreiber fand nämlich, daß Schiller, dieser einzige als Dichter und als Sohn seiner Eltern einen Bruder gehabt hätte, und noch dazu einen solchen, der sonderbarer Weise die Namen des großen und berühmten Bruders führte: Johann Friedrich!

Sehr überraschend war diese Entdeckung und um so mehr, als der plötzlich aufgetauchte Johann Friedrich Schiller der Zweite gar nicht aus der Welt geteilt werden konnte. Er hatte in der That existirt und nicht als ganz obdure Persönlichkeit, noch mehr, er hatte sogar im deutschen Schriftstelleralbum eine Art Rolle gespielt. Und so schrieb der gute Biograph — seinen Namen hat er in seiner Schrift der Nachwelt nicht überliefert — mit großer Gemüthsruhe: „Schiller hatte noch einen Bruder, der sich durch mehrere sehr gute Uebersetzungen aus dem Englischen, worunter auch Robertson's Geschichte Karls V. und die Entdeckung von Amerika, bekannt gemacht hat.“ — Da nun der Bruder eines so großen Dichters nicht mit wenigen trockenen Worten abgefertigt werden durfte, so hatte unser Anonymus auch gleich einige respektable und schöne Epitaphien bei der Hand. Demgemäß erzählt er weiter: „Schiller's gelehrter und biederer Bruder hat gleichfalls sein Vaterland verlassen, da er außer dem Württembergischen lebt und wirkt.“ Nun wissen wir's. Wer möchte noch daran zweifeln, daß der Lebensbeschreiber den gelehrten Bruder Schiller's aus dem Grunde nannte, zumal er von dessen Wiederkehr so überzeugt war?

Und doch lag in dieser merkwürdigen Bekanntschaft ein Seiten von Wahrheit. Das verübt schon die Stelle, in welcher von einer Uebersetzung englischer Werke die Rede ist. In der That erschien im Jahre 1801 in zweiter Auflage ein Werk, das den Titel trug: „Wilhelm Robertson's Geschichte von Amerika aus dem Englischen übersetzt von Johann Friedrich Schiller.“ Diese Uebersetzung war jedoch schon im Jahre 1777 in erster Auflage erschienen. Schiller hätte sie also im sechzehnten Lebensjahre, während seines Aufenthaltes auf der Karlsbadischen geschrieben. Nun ist aber bekannt, daß der Dichter mit der englischen Sprache ganz unvertraut war, seine Identität mit dem Uebersetzer wäre demnach von vornherein völlig ausgeschlossen. Eine buchhändlerische Speculation mit dem berühmten Namen wäre unmöglich, da das Werk weit früher erschien, ehe der Dichter seine heißelnde Feder, die „Mäuser“ in die Welt geschleudert. Es mußte also doch ein Johann Friedrich Schiller thätiglich gelebt haben — und er hat gelebt! Und da er uns als gelehrt und wieder geschäftig wird, so wollen wir uns den Vierermann einmal etwas näher ansehen.

Die angestellten Nachrecher — um uns eines modernen, technischen Ausdrucks zu bedienen — haben über die Herkunft dieses Mannes ein sehr interessantes und merkwürdiges Resultat ergeben. Unser Johann Friedrich ist in Marbad, der Vaterstadt des Dichters, geboren. Sein Vater hieß genau wie der des Dichters, Johann Kaspar, und auch seine Mutter hatte den gleichen Taufnamen, wie die des Dichters: Dorothea. Diese auffällige Uebereinstimmung der Namen scheint zunächst den eiligen Biographen ihre gelehrt und zu dem Glauben verführt zu haben, Johann Friedrich Schiller sei ein Bruder des Dichters Johann Christoph Friedrich Schiller. Aber doch treten die vermeintlichen Brüder — sie waren nur entfernte Verwandte — im Sinne der alten Anschauung in ein sehr nahe verwandtschaftliches Verhältnis. Werfen wir einen Blick in die Marbacher Pfarrkirche am Tage des 11. November 1759. Da sehen wir unter den Gästen, die bei der Taufe des Sohnes des Herrn Lieutenants Johann Kaspar Schiller und seiner Ehefrau Dorothea anwesend sind, zwei und zwar die beiden letzten Patenen, die sich von allen anderen auffällig unterscheiden. Der eine, ein stolzer Herr mit aristokratischem Gesichte und soldatischer Haltung, angehan mit prachtvoller, goldstrotzender Uniform, ist Seine Excellenz, der wirkliche fürstliche Kammerherr Christoph Friedrich von Oabelen,

Christ der fürstlich Württembergischen Armee; er ist der Gnanpathe, der Gümmer des Hauses. Und der Andere ist ein jüngerer, sehr bescheidener Mann, reinlich in schwarzem Civilhabit gekleidet, nur ein studiosus philosophiae, der schon etwas viel Semester auf dem Buckel hat, da er 28 Jahre zählt — er heißt: Johann Friedrich Schiller. Auf den Armen des Kammerherrn ruhend, empfängt der Neugeborene die Taufe und die Namen Johann Christoph Friedrich, die beiden letzteren dem hohen adeligen Patenen, den ersten den Vater, den ersten und letzten Namen dem Vetter zu Ehren.

Die Personalien des Herrn Johann Friedrich Schiller sind demnach festgestellt. Wir wissen jetzt, daß er mit dem Dichter verwandt war und in dessen Leben auch eine Rolle — zum mindesten als Pathe — gespielt hat. Und schon deshalb verdient er, daß wir seinen Lebenslauf noch ein wenig weiter verfolgen.

Was ist nun aus diesem Manne geworden? Etwa zu Beginn des Jahres 1760, als wenige Monate nach der Taufe in der Marbacher Pfarrkirche erscheint ein gar großer Herr auf der Weltbühne. Es ist der ehemalige Kandidat der Philosophie, mit dem inzwischen eine recht bedeutende Umwandlung vor sich gegangen war. Aus seinem damaligen Aufenthalte in Stuttgart schreibt Herr Johann Friedrich Schiller an einen jungen Kandidaten der Theologie, Namens Weibstein, unter anderen Dingen auch Folgendes: — „Wenn ich Ihnen sage, daß ich seit dem September in Holland gewesen, daß ich in Affairen an den Herzog von Hessen, von diesem nach Stuttgart, von Stuttgart wieder nach Hessen, und vom Herzog zum zweiten Mal nach Stuttgart geschickt worden, so sage ich Ihnen nicht, aber doch den wenigsten Theil meiner Geschäfte. Ich habe in meinen Unternehmungen reussirt.“ — Wollen Sie zu mir kommen, so sende ich Ihnen hierbey zwanzig Reichsthaler zur Erleichterung Ihrer Reisekosten. Aber Sie müssen ohnverzüglich nach Empfang dieses abbrechen. Gehe ich wieder auf Reisen, so werde ich Sie mitnehmen, Sie sollen mir als Vorleser und Sekretär dienen. Es versteht sich, daß ich die Briefe an den Herzog, an die Minister und an Standespersonen selbst schreiben und solche nur durch Sie werde kopiren lassen. Die übrigen Briefe werde ich Ihnen dictiren.“ — Ich versichere Ihnen, daß Sie Ihr Schicksal seinen besseren Händen als den meinen anvertrauen können. Berühmungen müssen Sie sein können, wenn Sie sich der Huldigung des Herzogs, unseres liebsten Karls, und meiner Nachte nicht aussetzen wollen. Es haben es angenehme Personen empfunden, daß man mich lieber zum Freunde, als zum Feinde haben muß.“

Herr Johann Schiller war also eine sehr gewichtige Persönlichkeit geworden. Seine Geschäfte waren so umfangreicher und gleichzeitiger zarter Natur, daß er eines Sekretärs bedurfte, der kopiren, Geheimnisse verschweigen und nach Bedarf Vorleser sein mußte. Ja, dieser Brief klingt recht großsprecherisch — dennoch ist diese Prahlerei verzeihlich, denn als er seine Epistel schrieb, hatte Herr Schiller allen Grund, von einer bedeutenden Zukunft zu träumen. Er war ja noch jung und — man vergesse nicht, daß er im vorigen Jahrhundert lebte — wenn er als Bürgerlicher im Alter von neun und zwanzig Jahren schon mit geheimen „Affären“ an Fürsten betraut wurde, so konnte er voraussichtlich in der damaligen Gesellschaft noch eine sehr hohe Stufe erklimmen. Und dazu hatte er das Selbstbewußtsein, einer der intelligentesten Männer seiner Zeit zu sein, denn er befaß die damals recht seltenen Sprachkenntnisse, die ihn gewiß für den höheren Staatsdienst befähigten.

Aber ach, seine Intelligenz und seine Sprachkenntnisse standen leider nur im Dienste einer Partei, die wohl im Lande allmächtig war, deren Allmacht aber von starken Feinden stetig und ausdauernd unterwühlt wurde. Es war die Partei des berüchtigten maderischen Generals Rieger, dieses herz- und seelenlosen Mannes, der als Kommandant des Hohensperg wegen seiner grausamen Behandlung der bedauernswürthen Gefangenen einen furchtbaren Ruf im Lande hatte, desselben Mannes, der den hochaufstrebenden Geist des Dichters Schubert bis zum Wahnsinn gebrochen, bis zu werthlosen Staub zerrieben hatte. Als Rieger Johann Friedrich Schiller in seine Dienste nahm, stand er der Höhe seiner Macht und seines Einflusses; er tyrannisierte gleichmäßig den Herzog, wie die Großen des Landes, er übte eine Gewaltthätigkeit aus, die durch ihre Härte und Rücksichtslosigkeit immer unerrücklicher wurde.

Seine Feinde, an deren Spitze der einflußreiche Reichsgraf von Montmartin stand, warteten nur auf den günstigen Moment, da sie den gleichmäßig beim Abel wie beim Wolfe verhassten General füttern konnten. Und dieser Moment sollte unerwartet und plötzlich eintreten. Eines Tages wußte sich der schon seit längerer Zeit mit schweren Geldalimitäten kämpfende Herzog gar nicht mehr zu helfen. Rieger, der allmächtige, der Günstling, hatte nur fromme Worte — aber kein Geld. Diese Gelegenheit wurde von Montmartin benutzt, um den großen Coup anzuknüpfen. Mit einem Schlage ward Rieger aus dem Sattel gehoben, er fiel plötzlich und furchtbar und sein Sturz war so tief, wie einst seine Macht groß war. Aller Würden beraubt, wurde auf dem Hohensperg Wittgefangener jener Armen, die er früher so sehr gemisset, so grausam ge-

martert hatte. Mit seinem Sturze fielen auch die willfährigen Geschöpfe, mit denen er sich umgeben, und zu den ersten derselben gehörte Herr Johann Friedrich Schiller, der als geheimer politischer Agent Rieger's seine Freiheit vermischt hatte. Eine lange und schwere Gefangenschaft auf der schwäbischen Festung stand ihm bevor und nur eine unter dem Schutze der Nacht geschäft bemerkenswerte, rasche Flucht rettete ihn vor den brüderlichen Kerkerthüren.

Die große Halle des Herrn Johann Friedrich Schiller war nun ausgespielt. In Deutschland brannte ihm der Boden unter den Füßen, er mußte wenn er seines Lebens sicher sein wollte, alle deutschen Grenzspähle weit hinter sich lassen. Es gelang ihm, nach England zu kommen, und in London begann er zuerst als Sprachlehrer, dann als Uebersetzer seine Kenntnisse zu verwerten. Die Uebersetzung mehrerer englischer Werke war die Frucht seiner literarischen Thätigkeit. Erst nach langen Jahren wagte er es wieder, den Kontinent und den deutschen Boden zu betreten. Da ihm der Aufenthalt in Württemberg nicht recht geheuer schien, wandte er sich nach Mainz, wo er — das war etwa gegen 1790 — eine Buchdruckerei in der ehemaligen Kartbaue errichtete.

Seine schriftstellerliche Thätigkeit hatte ihr Ende erreicht. Der Stern des ehemaligen Rieger'schen Geheimsekretärs Johann Friedrich Schiller ging unter, bis er in unbelaunter Zeit gänzlich erlosch — ein neuer, glanzvoller, auf ewige Zeiten weithin leuchtender Stern war inzwischen aufgegangen, der unseres herrlichen Johann Christoph Friedrich Schiller's.

Neue Marken.

Weinzeliges Geplauder von Ottomar Bets. [Nachdruck verboten.]

Was man heutzutage Weinhandel nennt, ist eine Art von „weinigem Purde-Kennen mit Handicap“. Die Weinbändler sind an einige wenige Marken gebunden. Alles will Johannsberger-Schloß, will Radesheimer oder Liebtraumel, will Lafitte, Beoville, will Tolayer, und was den Sekt anbetrifft, durchaus nur Veuvo Cligout, Penardun, Roederer (carte-blanche), Heidsieck oder Most und Chandon, und Pommeroy durch die Kegel gleiten lassen. Wollte man jemanden eine Marke: „Schulze, Müller u. Co.“ vorsehen, so würde er das einfach für einen Kalauer ansehen und hinter dieser Etiquetten-Maske irgend etwas, was unter das Geleze gegen die Nahrungsmittelverfälschung fällt, zu trinken wähen. Auch G. H. Wimm u. Co., J. Bollinger, Rieger, Grempler u. Co. in Grünberg sind ganz gute Arten von Champagnergewächsen. Damit ist aber speziell diese interessante Note wohl einigermaßen erschöpft; wir hoffen dabei nur wenige irgendwie erwähnenswerthe Namen — wir meinen nicht etwa Boom u. Co. ausgelassen zu haben; denn wie leicht könnte sonst ein gewöhnlicher Freund die ganze Ausföhrung als eine . . . verächtliche Neklame für Jugendwas und Jugendwen halten, und die Inhaber ausgelassener Firmen in die Veruchung gerathen, uns auf Schoenerer's zu verlagern! Nein — so Einer sind wir nicht. Wir meinen es ehrlich mit dem geschätzten, durstliebenden Leser, und so lange er unter unserm fützlich weilt, mag er furchtlos und unbesorgt um etwa nachfolgende Kopf- und Weibschmerzen die Zeilen flüstern, welche seinem geistigen Menschen hier kredenzt werden.

Also vom Champagner ist hier vorwiegend die Rede, und zwar vom sogenannten Champagner-Rint; wobei „Rint“ in der modernen yante-double-igen Bedeutung einer Clique aufzufassen wäre, welche sich auf dem Markte die Alleinberrschast anmaßt, sei es durch Neklame oder durch Fälschung der Gegendebung. Beides ist schon mehrfach dargezogen. Zum Theil ist freilich das Publikum selbst daran Schuld, wenn ihm eine solche Champagner-Clique über den Kopf wächst. Das Publikum schwört eben auf eine bestimmte Marke!

Da war z. B. ein Wirth im fernen Westen von Amerika (wir könnten das Beispiel näher suchen, aber für unsere Leser ist uns keine Fahrt über den Ocean zu weit, und es kommt uns auf ein paar Längengrade nicht an). Dieser gewisse Wirth legte den Goldgräbern von Roaringcamp Champagner zuivilen Breiten vor — er forderte bloß etwa zwöfß Dollars Gold per „Bottle“ für californische Verhältnisse ein Spottgeld! — und machte demnach kein Geschäft. Es war nämlich Frankfurter Apfel-Schamwein, den er ankorkte (Selbstkostenpreis ab loco 80 Pf.). Dieser Shamwein hielt uns als Champagner, schmeckt auch „einigermassen“ wie Chamagner; er ist namentlich ebenio fruchtbar an Affen und Kartern wie Chamagner, und die „Wämer“ wird ihm, wie anderen Weinen auch, in Gestalt von Sffenzen mit auf den Weg gegeben. Für alle menschlichen, und namentlich für Goldgräberzwecke wäre also dieser Shamwein vollständig ausreichend gewesen, die Halle des Champagners weiter zu spielen.

Aber unsere Diggers, die Goldgräber, hatten etwas von Veuvo Cligout gehört und verlangten dieses renommierte französische Gewächs. Ein erfahrener Wirth in Jar West hat hies die nötigen „Wämer“ zur Hand, und da seine Gäste bereits mehr oder weniger mit Weibschmerz geschlagen waren, so ließ er einige neue Flaschen Frankfurter Shamwein thallen — denn das thallen ist die Hauptsache — auch in Amerika! — und holte dann die

Pfropfen mit dem gewöhnlichen eingebraunten Stempel aus einer Stubende hervor, um die Echtheit des Gewinns zu dokumentieren. Er konnte nunmehr mit gutem Gewissen dem jolche Pfropfenstempel sollten immerhin ihre paar Dollars) für die Botte des Dreifache des früheren Preises fordern, und die Gäste gaben ihm nachher noch eine Hand voll Goldstaub als Trinkgeld oben ein, so gut hatte ihnen dieses Fabrikat in den Unterleiden der berühmten Witwe gemundet.

Nun aber die Versuchung, die Auflösung der Metapher. Geht es denn bei uns zu Hause auf materiellem und selbst auf ideellem Gebiete sehr viel anders zu?

Man giebt z. B. ein Lustspiel von Brennecke. Was soll uns das!? Wer soll bei solchem Zeug ins Theater gehen? Seht doch diesen Schmarren vom Repertoire ab! Genuß, das Haus bleibt leer, und die Presse hat sich mit einer Notiz über diesen Vorfall begnügt.

Brennecke ist begraben. Dasselbe Stück kommt von Paris oder in jüngster Zeit auch aus Schweden und Norwegen zurück — Gott weiß, wie es dahin gelangte! — Jetzt hat es „Blume“ und eine gute Marke.

Der erste Viehhaber, der ehemals den gut deutschen Namen Berg führte, kommt jetzt als Marquis de Lamontagne aus Afrika; Elise (die jugendlich-muntere bei Brennecke) heißt jetzt „Dh' Naure!“, und Brennecke selbst hat sich in Walde, Steen Egenstön oder Forgerottequint verwandelt.

Er erkennt sein eigenes Stück nicht wieder, er, der Brennecke, vor Skawenen und Gebrüchern. Ein Bearbeiter del primo cartello hat's aus dem Französischen in's Deutsche überbetzt, die Direction der Dingdader Stadttheater Aktien-Gesellschaft hat fünfzigtausend Francs für das Aufführungsrecht gegeben — in scharfer Konkurrenz mit Herrn Schubeljacconi, der überall Konfurrenz macht. „Ah! Das ist ein Stück! Wetter ja! Die Franzosen, die verstehen's!“ oder: „Dott, wie jeistreich sind sie doch in Paris!“ Die „Fünfzigtausend Francs“ müssen aber allerdings vor der Aufführung erst durch sämtliche Zeitungspalten gekümmert werden; nur dann glaubt der deutsche Michel an den vollen künstlerischen Werth der Sache.

Neuerdings kann ein Stück, wenn es ziehen will, allenfalls auch wohl deutsches Gewächs bleiben; aber irgend eine gangbare Brandmarke muß es auf dem Schilde: will sagen, auf dem Zettel führen — sonst mag (in den meisten Fällen) der Autor nur sehen, wo der Theaterbaumeister den Vorhausgang gelassen hat.

Auch diese Medaille hat übrigens ihre Reihette, und eine gute Marke, ein „renommirter Brand“, ein berühmter Name sind nicht eben Dinge von heute und gestern. Es gehört Verdienst dazu, um auf einen guten Namen hin — noch jünger zu können.

Ein Weinbändler, der uns seit langen Jahren gut bedient hat, kann zur Noth irgend eine neue Marke ohne große Schwierigkeiten einführen. Wenn er den Stoff für premier cru ansieht, so nehmen wir ihm im Vertrauen auf seine früheren Verdienste — auch ein bisher namenloses Gewächs bereitwillig ab. Ein homo novus dagegen, ein Weinbändler „Brennecke“, würde es uns vergebens aufzuverwandeln suchen.

Der „gute Name“ ist ein Zeitgewächs. Man mag uns irgend einen neuen Namen mit den erlichstündlichen Polianen der Metlane in's Gedächtniß zwingen wollen — es wird längere Zeit hindurch vergeblich sein. Das Gedächtniß blüht zurück in die ferne Vergangenheit. Es ist von Jugend auf an einen gewissen Klang gewöhnt, und den hält es hoch. Wir wissen, was „Heidich“ ist. Unsere Großväter haben schon darin geschwelgt, wenn sie Hochzeit machten oder das große Voos gewannen. Also fordern wir „Heidich“.

Auch können wir nicht alle Kenner sein, weder von Weinen, noch von Bildern, noch von Stücken, also gehen wir nach dem „Brande“. Wir wissen, daß in Gperno und Albeins kolossale Veranstellungen vorhanden sind, gigantische Kellereien, in denen alterprobt Handgriffe angewendet werden, um den Wein in die „fragwürdige“ Champagnergestalt hinein zu formen. Nachher wird jede Flasche behandelt wie ein Kind, und die Firma tritt mit ihrem Renomme für die Güte des Resultats ein. Sie verliert vielleicht 30 Prozent der angelegten Flaschen durch Bruch und Explosion, der Schaumweinabstrakt noch keine fünf.

Es ist die uns seitens solcher renommirten Firmen gewährte Garantie, welche wir so hoch schätzen.

So zahlen wir einem Augenarzt mit berühmtem Namen für eine leichte Operation bereitwillig einen hohen Preis, ehe wir uns umsonst einem jungen Mediziner anvertrauen, der seine Sache vielleicht ebenso gut gemacht hätte wie jener, uns aber auch vielleicht das Augenlicht auf Lebenszeit schädigen würde.

Wespe aber dem, der ein so gewährtes und erworbenes Vertrauen mißbraucht! Wir haben es erlebt, daß durch mancherlei Kunst und Hiffe das Vertrauen des Publikums für irgend Wen oder für irgend Was erweckt wurde. Dazu gehört immer schon etwas. David Boon wurde zu solchen Zwecken König Carneval. Wir kennen auch Fälle, wo dieses mit einem Genieftreich erworbene Vertrauen erhalten blieb. Man aß und trank, man tanzte, man braute, man badete — man buß sogar: und sah, daß es gut war. Man bot uns Wein, mit crème oder rosé, mit klet de donceur zc. zum Kauf an, — zu Spottpreisen, weil die Marke noch nicht bekannt war. Die Verjuche fielen gänzlich aus, alle Welt griff nach der neuen Marke. Jetzt sieht sie im Preise neben den ersten Nummern da.

Unberührt fennen wir wieder Fälle — sehr tiefe Fälle sogar, wo sich das Vertrauen als nicht gerechtfertigt erwies. Was war die Folge? Die Marke wird heute nur

noch von Kellnern kolportirt, welche von der Firma ein hohes Pfropfgeld erhalten — und dafür das Trinkgeld der Gäste einbüßen; denn in vino veritas, der Wein lügt nicht!

Und nun wären wir für heute zu Ende mit unserer Wein-Capucinade. Fürst Bismarck ruft: „Neue Männer!“ Wir dagegen rufen: „Neue Marken!“ Die neuen Kanzler-Männer werden sein wie die alten, welche uns die Postfilz vortragten, „mersehndels“ trocken, lebern, meinetwegen auch „offiziös“, jedenfalls aber fürchterlich ernsthaft. Das liegt im Stoff. Denn selten wächst auf dem Boden der Staats- und Parlamentswirtschaft ein sojatt Kräuitlein, und der Köche gar, die es wirklich rhetorisch schmähhaft und förmlich zu bereiten verstehen, sind verdammt wenige!

Di heißt es da: „Viele Köche verderben den Brei, Zumal wenn gar kein Koch ist dabei!“

Mit den neuen Marken ist es etwas anderes. Nemehr sie uns an die alten, bewährten erinnern, um so besser! Nur muß das verehrte Publikum ihnen mit einiger Vertrauensseligkeit und dem nöthigen Durstgefühl entgegenkommen. Wenn dann noch ein Geis, das Dogma von der „Unbarkeit des Weines“ im Reichstag zur Annahme gelangt, welches den Mißbrauch der Post zur Einposchung von Weintrichungen verbietet, so können wir — trotz der allgemeinen trüben Zeitstimmung — immerhin noch mit einiger Hoffnung einem heiteren Lebensabend dieses Jahrhunderts entgegengehen!

Die Waffe der Augen.

Die Streitfrage über den Zeitpunkt, in welchen unsere Brillen zuerst erfunden und geschliffen wurden, mag noch immer nicht für ganz erledigt gehalten werden. Gewiß ist, daß die Verwendung der Augen zu Ende des 15. Jahrhunderts durch zwei Florentiner, Salvino d'Armati und den Dominikaner Alessandro Spina, zuerst in Gebrauch gekommen ist.

Nichtiger hieße es Verpfehlen, von Verpfehlen, dem besannenen Gellstein, welches Wort im Mittelalter für jedes Glas, insbesondere für einen Zunderstein in Gebrauch war. Immer aber war die Brille mehr ein Bild des Spottes als der Hochachtung, wie schon die alte sprichwörtliche Redensart: „Einem Brillen aufsetzen“ und die einst berühmte Brannschweiger Brillenhalter beweisen.

Die eigentliche Brillenmode finden wir zuerst in Frankreich. Dort hatten die französischen Incoubables, um der Konstitution zu ergeben, sich Blödsinnigkeit angeeignet, und eine neue Art von Polströfen hatten sehr bequemen Brillengebrauch der Fingerverlängerung vorgezogen. Wir kennen die Neglements zu wenig, um der Versicherung zu glauben, daß bei einigen Armen alle Brillenträger die Ehre hatten, in das dritte Glied gestellt zu werden. Aber sei dem, wie ihm wolle, wer aus bloßer Modetheorie halb blind zu sein vorgab, verdiente wohl heute noch, in des alten Sebastian Brand's Narrenschiff aufgenommen zu werden.

Die meisten Brillenträger findet man jetzt bei jungen Männern, die sich durch Schule und Universität zum Staatsdienst vorbereiten oder in Schreibbüchern halbe Nächte hindurch den Rauch der Lampe trinken müssen, schrieb vor 50 Jahren ein Gelehrter. Was würde er in der heutigen Zeit, in der viele Kinder schon mit besorgten Augen in die Welt sehen, zu unserer Feinstglasbrillen-Manie sagen, die den blauen, grünen und schwarzen Brillen, wie sie sonst nur auf Mastenbällen vorkommen? Die Alten kannten noch keine Brillen, ihre Schreibzettel hatten aber auch eine größere Form und dann waren die Papyrusblätter und Wachstafeln, deren man sich beim Schreiben bediente, nicht grell weiß, sondern schiefen in's Gelbliche oder Bräunliche, wie aus den uns erhaltenen egyptischen Papyrusrollen zu ersehen ist, ebenso erhielt aus diesen interreganten Gewächsstücken einer früheren Zeit, daß die Tentendertung eine ganz vorzügliche gewesen sein muß.

Fragen wir nun, ob die Griechen oder Araber ein schärferes Gesicht hatten als wir, so läßt sich darauf antworten, daß der vielgerühmten Scharfsichtigkeit eines Volkes, dessen Phantasia einen Argos erhielt, der reine, durchsichtige Lether wohl zu starkem kam, der sie das Heiterlein über dem Mittelgehängnis des großen Vires entdeckten ließ. Nach den Sternen schauten sie allerdings nicht mit den Teleskopen, aber mit einer Art Schrohr ohne die Metore im Dunstkreise zu entdecken wußten. Sie hatten demnach Teleskope ohne Gläser. Aber noch andere Mittel dienten ihnen zur Schärfung ihres Blickes und zum Schutze und der Erhaltung ihres Augensichtes; die Bixire ihrer Helme waren so konstruirt, daß, wenn aufgeschlagen, sie als Augenschirme dienten. Häufig auch hielten sie zur Schonung des Blickes die hohle Hand vor das Auge und bildeten selbst Statuen mit dieser Geberde.

Gegen die Schneebildung in den nördlichen Gegenden kannten die Griechen schon den Gebrauch eines aus schwarzen Fedehaaren gefertigten, neartigen Ueberzuges vor den Augen, kurz das, was die Eskimos in Nordamerika ihre Schneeaugen nennen. Eine andere Art Schneebildung besteht bei den Polarvölkern auch aus zwei Bretchen, in welches für jedes Auge ein Spalt angebracht ist, oder aus Elfenbeinplättchen mit zwei Schlitzen. Man sieht dadurch außerordentlich scharf, und das Auge ist vor Erblindung durch den Schneefog geschützt. Sie sollen sich so daran gewöhnt haben, daß sie, an einen Gegenstand in der Ferne genau erkennen zu können, durch die Schneebille blickten, wie wir etwa den Deyenquadr benutzen. Zwar finden sich in alten römischen Schriften auch Augenabstrakten erwähnt, doch die fertigen römischen Brillen, sondern künstliche Augen von Zuvolen, welche den Bronzeplatten eingesetzt wurden,

und da es dergleichen Figuren sehr viele gab, so hatte sich ein besonderes Gewerbe für deren Augenverfertigung gebildet.

Wenn irgend ein Eleganz aus dem alten Rom unter uns erwachte und auf allen Promenaden und Plätzen, in Kirchen und Theatern ganzen Scharren von jugendlich kräftigen Brillenträgern begegnete, wie würde er über diese seltsamen, ihm unbegreiflich erscheinenden Anblick erstaunen oder sich wohl gar davor entsetzen. Er würde befürchten, alle diese Jünglinge und Männer, Damen und Kinder hätten, „den bösen Zauber, den vergiftenden Blick im Auge, und müßten, um die verderbende Wirkung zu bannen, die Augen vergraben.“ Das Auge ist ja das herbede alle Sinneswerkzeuge, sollte die Brille zu dem Zwecke getragen werden, um den Schalk, der daraus hervorkommt, zu verbergen?

Die Erklärung für den zunehmenden Gebrauch der Brillen liegt in der modernen Lebensweise. Die vielen künstlichen Beleuchtungen, das Ansehen des Gesichts, die vielen Studien, der Mangel an Bewegung in freier Luft, das Sitzen in Schulen und Bureau und viele Dinge mehr, welche zur Schwäche der Augen von Hause aus beitragen, sind der Grund der Brillenmanie. Es ist eine bekannte Thatsache, daß, je mehr sich unter Gesichtskreis verengt, in je engerem Raum er eingeschlossen ist, je mehr über die Sehkraft um so viel flimpfer wird: je mehr wir uns von aller Fernschau entziehen, um so mehr bedürfen wir der künstlichen Hülfe.

Die Alten schloßen nur in ihren oft nicht einmal mit Fenster versehenen Mäusern. Und das Licht, welches zur Verfügung stand, verschloßenen Thür herbeifall, erleuchtete die kleinen Zimmer. Nur die Vorhalle, die Gemächer der Frauen und der Speiseshal waren geräumiger. Den ganzen Tag brachten die Männer auf freien Plätzen, in den öffentlichen Säulenhallen, in den Palästen, auf dem freien Marktplatz oder in den Wäldern zu, sie scheuten die Sonne, die ihnen in ihren nach der Sonnenzeit zu stets offenen Galerien und auf den Säulern ihrer stunden Dächer selbst im Winter alle künstliche Erwärmung durch Luftheizung oder Kamine ersparte, und die Bräunung durch dieselbe so wenig, daß vielmehr ein in häuslichen Schatten wohnender Mensch für einen verzerrten Weichling gehalten wurde und das Wort „Schattenpflanzung“ traf denselben im Altertum ebenjo verächtlich, wie unser Ausdrud „Stubenhocker“.

Doch sehen wir uns in der Gegenwart um, und wir werden bei den Seefahrern, den Jägern, Fischern, ja selbst bei den Klustichen höchst selten einen Brillenträger finden, was zur Bestätigung der über ausgeprochenen Ansicht dienen kann. Die Gymnasist des Auges ist von Hause aus verjämmt, wir behalten die Augen zuviel in der Scheibe, wie der Luthauer sagt. Trotzdem die Brille als Modestück zur Verurtheilung ist, bleibt sie doch für fränke und schwache Augen ein unentbehrliches, wahrhaft legendenbendes Hülfsmittel. Ein Heilmittel im eigentlichen Sinne ist sie wohl nicht, da sie eine geschwächte Sehkraft niemals wieder herstellen kann, aber man kann sich in Fällen, wo es gilt, das in's Auge fallende Licht abzuschwächen, sei es, weil es überhaupt zu stark ist, wie bei elektrisch erleuchteten Straßen und Räumen, großen Schnee- und Sandflügen und dergleichen, oder weil das Auge für gewöhnliche Lichtstärke fränkhst reizbar ist, der Schutzbrille, entweder grau oder blau gefärbt, bedienen, jedoch sollte man dieselbe nur in diesen Fällen, niemals aber in der Dämmerung tragen. Ebenfalls darf man niemals eine Brille tragen, ohne einen tüchtigen Augenarzt befragt zu haben. Der Schaden, den eine unpassende Brille an den Augen anrichten kann, ist unberechenbar und fast niemals wieder gut zu machen.

Mannigfaltiges.

Säcular- und Semi-säculartage.

April 1886.

- 9. 9. April 1786. Geb. zu Wien Adolf Bäuerle, Schriftsteller und Theaterdichter, schrieb namentlich Volksstücke, auch einige Romane, gest. 20. Sept. 1859 in Basel.
- 14. 14. April 1868. Einweihung der 1885 gegründeten Universität Graz.
- 15. 15. April 1786. Baron Theodor von Neuhof aus Westfalen wird als Theodor I. zum Könige von Korrifa gekrönt.

Vogatrieb.

Auf dem Mariche erlieht's mit „a“ der ermüdete Krieger, Während mit „o“ es verjümpft in dem Quartier der Soldat.

Gononym.

„Hoher Sinn liegt oft im kind'chen Spiel.“ Was der große Knabe voll Verlangen, In der Hand das Reh, sich lüch zu fangen — Ist oft auch des Mannes höchstes Ziel.

Lösungen aus Nr. 14.

- 1. Quadrat-Arithmogripp:
a e i s
a g e l n
a l o o n e
r o s t g o t h e n
f r e i e n w a l d e
z u e k e r f i l t r u m
i n f o r m a t i o n
a r t h o r o z o t e l
m u s e l m a n n e r
m a l a z z a r o n e
m o n t i j o
h e i n e
r o m
- 2. Charade: Peterwardein. — 3. Palindrom: Leben — Rehel.

Correspondenz.

Nr. 7. Freundlichen Gruß! 1 3 4 aus Nr. 13 richtig. Emma Müller 3 und 4 aus Nr. 13 richtig. Familie Krüger, Gertrude Krüger in B., Ernst Jäger, B. Wagner, Nr. 2. 2 und 3 aus Nr. 14 richtig. U. G., Elma B. Alles richtig. E. Koch, Louis G., R. Richter in B., Hugo Steiner, 8. Nummer 2 richtig.

Berechnungsbildet von Roskus Mandell. — Wörsche Buchdruckerei (R. Meißmann) in Halle.